

Die Zukunft der evangelischen Gemeinde

Einblicke in den gegenwärtigen Diskurs¹

Die evangelische Gemeinde ist in der Diskussion. Diesen Diskurs werde ich im Folgenden skizzieren, wobei die Diskussionslinien, Fragestellungen, Antwortversuche und Überzeugungen – wie auf protestantischer Seite üblich – plural sind. Gleichzeitig dürfte deutlich werden, dass sich die Fragen und Probleme in den beiden großen Konfessionen mehr gleichen, als theologisch – sprich: aufgrund der jeweiligen Ekklesiologie – erwartbar wäre.

1. Zur Zukunft der evangelischen Gemeinde – Aspekte des gegenwärtigen Diskurses

1.1. Die Motivation zum Diskurs: Doppeltes Krisenszenario

Die Frage nach einem sinnvollen und angemessenen Gemeindebegriff ist Theologie und Kirche (und zumal einer, die ihre reformatorische Identität betont) selbstverständlich zu allen Zeiten aufgegeben. Dass sie gegenwärtig so deutlich gestellt und so kontrovers debattiert wird, steht allerdings im Kontext einer spezifischen Situation, nämlich eines doppelten Krisenszenarios. Zwei große Krisen beschäftigen die evangelische Kirche (und in ähnlicher Weise die katholische), die nur bedingt zusammenhängen: die Finanzkrise und die Relevanzkrise. Der meist diffus verwendete Krisenbegriff lässt sich mit dem Stichwort der „Veränderungsnotwendigkeit“ sinnvoll präzisieren: „Der Zustand wird als Krise dadurch definiert, dass die vertrauten Lebensverhältnisse und Lebensmuster massiv in Frage gestellt sind. Es sind neue Einstellungen und Arrangements deutlich. Jede Krise zielt auf Wandlung, sei es im positiven, sei es im negativen Sinne.“² Zu solchen Veränderungen nötig ist zum einen der Rückgang des Kirchensteuereinkommens, der vor allem durch die Veränderungen in der Steuergesetzgebung und den demographischen Wandel, nicht zuletzt aber durch eine schlechte wirtschaftliche Lage und hohe Arbeitslosenzahlen bedingt ist. Gegenwärtig hat sich die

1 Für den Druck überarbeiteter Vortrag beim Kongress der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen e. V. in Schwerte am 19. September 2007.

2 Jürgen Ziemer, Kirche im Veränderungsprozess – Ekklesiologische und kybernetische Perspektiven, in: Wolfgang Ratzmann / ders. (Hgg.), Kirche unter Veränderungsdruck. Wahrnehmungen und Perspektiven, Leipzig 2000, 104-118, 104f.

Finanzlage wieder etwas gebessert, was aber den Prognosen zufolge nur ein vorübergehendes Hoch ist: Insgesamt muss sich die evangelische Kirche nach einer Prognose des Statistischen Bundesamtes darauf einstellen, dass ihre Mittel zwischen 1990 und 2030 um 50% zurückgehen.³

Gegenüber den dadurch bedingten Handlungszwängen tritt die inhaltliche Krise gelegentlich in den Hintergrund, obwohl sie m. E. wesentlich brisanter ist. Ich nenne sie *Relevanzkrise*, weil sich ihre diversen Aspekte recht gut damit zusammenfassen lassen, dass die evangelische Kirche und die Inhalte, für die sie steht, gegenwärtig gesamtgesellschaftlich und im Blick auf die Individuen nicht die Bedeutung hat, die ihrem eigenen, theologisch begründeten Anspruch entspricht – auch dies wäre vermutlich für die katholische Kirche vergleichbar zu formulieren. Kirchensoziologische Untersuchungen, unter denen die EKD-Mitgliedschaftsuntersuchungen die wichtigsten im evangelischen Bereich sind, zeigen recht übereinstimmend, dass sich ca. ein Drittel der Kirchenmitglieder der Kirche sehr verbunden fühlt, zwei Drittel weniger bis gar nicht. Zur so genannten „Kerngemeinde“ gehören zwischen 10 und 15%. Die Mehrheit der Evangelischen versteht sich mit einer relativen Selbstverständlichkeit als Kirchenmitglied, nimmt aber nur sporadisch oder gar nicht an kirchlichen Veranstaltungen teil. Ca. 26% fühlen sich aber nur gering mit ihr verbunden. 6 % denken konkret über einen Austritt nach.⁴

Das Brisante dieser Statistik sind nun nicht die Zahlen an sich, sondern die Tatsache, dass sich diese Prozentzahlen in den letzten 35 Jahren nur unerheblich verändert haben, obwohl die absoluten Zahlen der Kirchenmitglieder erheblich zurückgegangen sind. Gerade an diesem Punkt zeichnet sich im Moment ein Wandel in der Deutung der kirchensoziologischen Befragungen ab, der die Relevanzkrise zutreffend beschreibt. Bis vor einigen Jahren stand die eher beruhigende Erkenntnis im Vordergrund, dass die Kirche angesichts der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen eine eher erstaunliche Stabilität zeigt: Es wurde deutlich, dass Kirchenmitglieder unterschiedlichen Teilnahmelogiken folgen, unter denen das „wochenzyklische“ nur ein mögliches ist neben einem „jahreszyklischen“ und einem „lebenszyklischen“, und dass das institutionelle Teilnahmeverhalten nicht identisch ist mit der persönlichen Gottesbeziehung und dem christlichen Glauben der Befragten. Damit wurde es möglich, Kirchenmitgliedschaft jenseits der Kerngemeinde anders als im Modus des Defizits zu denken. Gelten diese Erkenntnisse grundsätzlich auch weiterhin, sind spätestens mit der jüngsten EKD-Kirchen-

3 Vgl. Kirchenamt der EKD (Hrsg.), Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 21.

4 Vgl. Kirchenamt der EKD (Hrsg.), Kirche – Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten – Kirchenbindung – Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003, 14.

mitgliedschaftsuntersuchung⁵ einige Erkenntnisse hinzugekommen, die stärker auf Reflexions- und Veränderungsbedarf als auf Beruhigung und Bestätigung deuten:

1. Während man in früheren Jahrzehnten hoffen konnte, dass die Ränder bröckeln, der Kern jedoch stabil bleibt bzw. die Situation sogar als ein „Gesundschumpungsprozess“ gedeutet werden konnte, so ist mittlerweile deutlich, dass dies nicht eingetreten ist und aller Voraussicht nach auch nicht eintreten wird. Auch bei deutlich weniger Kirchenmitgliedern ist der Anteil der Hochverbundenen nur leicht gestiegen, und der Anteil derjenigen, die an der Schwelle zum Austritt sind, ist fast unverändert gleich geblieben. Verändert sich an diesen Tendenzen auch weiterhin nichts, hat dies für die evangelische Kirche in einigen Jahrzehnten erhebliche (inhaltliche und finanzielle) Konsequenzen.

2. Weiter haben die Milieuforschungen der letzten Jahre bzw. das „Lebensstilkonzept“ der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung⁶ gezeigt, dass die Teilnahme an den kirchlichen Handlungs- und Sozialformen ganz erheblich milieuabhängig ist. Ebenso wie die vor einiger Zeit vom Sinus-Institut durchgeführte Studie zu den katholischen Milieus bestätigt die EKD-Studie die praktisch-theologisch relevante Erkenntnis, dass die Kirche mit ihren Sozial- und Handlungsformen faktisch Vorentscheidungen darüber trifft, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Menschen erreicht werden. Die Organisationsformen und Angebote der Kirche passen wesentlich besser zu bestimmten Milieus bzw. Lebensstilen als zu anderen – beispielsweise in der ästhetischen Gestaltung der Gemeindehäuser, in der Weise, wie Gemeinschaft gefördert wird, in der Orientierung am Wohnortbereich, in der Orientierung an Familien etc. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, bedeutet dies, dass sie mit nichttheologischen Faktoren manchen Menschen den Zugang erleichtert und anderen erschwert. Nun beharrt gerade die reformatorische Theologie darauf, dass Glaube nicht durch die Institution, sondern durch die Gnade Gottes entsteht. Allerdings hat auch Luther in Abgrenzung zu den „Schwärmern“ das Geistwirken mit dem Hören des Wortes und dem Empfangen des Sakraments in Beziehung gesetzt. Damit ist die Entstehung (und ebenso die Stabilisierung, Infragestellung, Erneuerung, Veränderung) des Glaubens ein komplexer und komplizierter Prozess, in dem das Handeln der Institution zwar nicht allein entscheidend, aber auch nicht unwichtig ist.

5 Vgl. Wolfgang Huber / Johannes Friedrich / Peter Steinacker (Hgg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

6 A.a.O., 203ff.

3. Dieses für Evangelische traditionell gebrochene und nicht selten prekäre Verhältnis zur Institution „Kirche“⁷ bekommt nun eine neue Aufmerksamkeit durch die Einsicht, dass zur Glaubensentwicklung ein *Kontakt* mit der christlichen Botschaft nötig ist und dass die gesellschaftlichen Kontaktflächen geringer werden. Die gewissermaßen selbstverständliche christliche Grundierung der Gesellschaft schwindet, in Ostdeutschland schon viel deutlicher als in Westdeutschland, aber auch im Westen ist der so genannte „Traditionsabbruch“ mittlerweile überdeutlich. Konnte man früher evangelischerseits von gesellschaftlichen verbreiteten christlichen Grundhaltungen ausgehen, auch wenn Menschen nicht am kirchlichen Leben teilnahmen, wird heute immer deutlicher, dass christlicher Glaube durchaus auch eine Frage christlicher Bildung ist, die immer weniger selbstverständlich in den Familien und Schulen geleistet wird. Nur wenige Menschen entwickeln ohne Kontakt zu religiösen Sozialformen einen persönlichen Glauben.⁸ Damit wird das Verhältnis zur Institution Kirche entscheidender für die Frage von Glauben und Gottesbeziehung, als dies in früheren Jahrzehnten der Fall war und die evangelische Kirche muss nicht nur aus finanziellem oder statusrelevantem Eigennutz, sondern auch aus theologischen Gründen stärker als bisher daran interessiert sein, dass Menschen in Kontakt mit ihr leben. Das aber bedeutet: Wenn die evangelische Kirche es mit ihren dominanten real existierenden Organisations-, Sozial- und Handlungsformen manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, in einem Kontakt zur Kirche zu leben, wird die soziologische Milieufrage theologisch relevant.

Die Gleichzeitigkeit von Finanzkrise und Relevanzkrise macht die Lage nun einerseits prekär, insofern sie dazu auffordert, mit weniger Mitteln als bisher eine ausstrahlungskräftigere Kirche zu gestalten. Auf der anderen Seite bedeutet die finanzielle Krise auch eine Chance, die inhaltlichen Fragen wirklich grundlegend anzugehen. Nicht zuletzt haben die Kirchenreformbemühungen der 1960er-Jahre gezeigt, dass es ohne konkrete Zwänge in diesem komplexen Gebilde „Evangelische Kirche“ sehr schwierig ist, damit die Relevanzfrage anzugehen. Die Gleichzeitigkeit der beiden Krisen nötigt nun in der Tat dazu, grundlegend und selbstkritisch nach den kirchlichen Organisationsformen zu fragen: Sind die Formen von Gemeinde, in denen sich die Kirche gegenwärtig organisiert, geeignet, um die kirchlichen Aufgaben so zu erfüllen, wie es dem Auftrag der Kirche entspricht? Und sind sie so gestaltet, dass sie auch mit weniger Mitteln eine solche Arbeit ermöglichen?

7 Vgl. dazu näher Gerhard Wegner, *Leiden als Bedingung der Freiheit. Kirchliche Organisation und geistliche Entscheidung*, PTh 92 (2003), 403-417, 415.

8 Vgl. dazu z.B. Detlef Pollack, *Entzauberung oder Wiederverzauberung der Welt? Die Säkularisierungsthese auf dem Prüfstand*, in: Sybille Fritsch-Oppermann, *Der Geist und die Geister. Über die Bedeutung ‚neuer religiöser Bewegungen‘ für Kirche und Gesellschaft* (Loccumer Protokolle 56/97), Loccum 1997, 193-210, 197f.

1.2. Theologische Grundlagen des Diskurses: Gestaltungsfreiheit und Kriterienbindung

Bei so grundlegenden Fragen, die potentiell zu einschneidenden Veränderungen in der Kirche führen, ist ein Blick auf die theologischen Grundlagen nötig, die den Rahmen des Nachdenkens über den Gemeindebegriff abstecken: einerseits ein Blick in die Bibel, andererseits in die reformatorischen Bekenntnisschriften.

Die Überlieferungen des Neuen Testaments lassen unterschiedliche Formen des sozialen Zusammenhalts der frühen Christinnen und Christen erkennen. Es ist kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ zu erkennen, sondern eine Vielfalt von Versuchen, den christlichen Glauben in Sozialformen zu leben. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich „Sympathisanten“ und „Sympathisantinnen“, die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten. Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“ (Roloff) geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Der Epheserbrief geht hingegen von einer universalen Kirche aus, die Pastoralbriefe betrachten die Kirche in erster Linie als geordnetes Gefüge mit konkreten Lebensordnungen, während der Johanneische Kreis eher die exklusive Gemeinschaft voraussetzt. Biblisch lässt sich also eine Vielfalt christlicher Sozialformen legitimieren, die ein gründliches Nachdenken über die Gemeinde ermöglichen.⁹

Dies wird reformatorisch gestützt durch die Bekenntnisschriften und ihr Verständnis der kirchlichen Organisation. Denn die Kirche ist zwar einerseits „Gemeinschaft der Heiligen“ (*communio sanctorum*) und „Versammlung der Gläubigen“ (*congregatio fidelis*), worin sie sich nicht menschlicher Organisation, sondern dem Wort Gottes verdankt. Zugleich ist sie aber auch eine Organisation (*ecclesia particularis*), die bestimmte Strukturen und Organisationsformen braucht.¹⁰ Diese nun aber unterlie-

9 Vgl. dazu ausführlicher Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 65ff. bzw. dies., Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2004, 35ff.

10 Vgl. zu diesem dreigliedrigen Kirchenbegriff Peter Scherle, Kirchentheorie in der Praxis, in: Herborner Beiträge. Zur Theologie der Praxis. Modelle, Erfahrungen, Reflexionen 1/2002, hrsgg. v. Theologischen Seminar Herborn, Frankfurt a. M. 2002, 10-30.

gen menschlicher Gestaltung. Dies begründet sich wesentlich durch die Formulierung der *Confessio Augustana*: „*Est autem ecclesia congregatio sanctorum, in qua evangelium pure docetur et recte administrantur sacramenta*“ (CA VII). Dann also kann man davon ausgehen, dass man auf die „richtige“ Kirche trifft, wenn das Wort rein verkündigt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Die CA äußert sich also zum Geschehen in der Kirche, nicht aber zu den Strukturen dieses Geschehens und unterlässt es damit, eine bestimmte Organisationsform festzuschreiben. Sie unterscheidet also zwischen dem Unverzichtbaren und dem, was Menschen gestalten können und müssen. Das aber heißt, dass nach evangelischem Verständnis die Strukturen, in denen die Kirche sich organisiert, nie sakrosankt sein können, sondern immer nur den Aufgaben der Kirche mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.¹¹

Daraus ist jedoch nicht der Umkehrschluss zu ziehen, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch beliebig sind – das „mehr oder weniger angemessen“ ist theologisch sehr ernst zu nehmen. Die Freiheit, die die *Confessio Augustana* ermöglicht, ist nicht nur eine Freiheit, die Kirche zu gestalten, sondern sie stellt auch den Anspruch, dass die Organisationsformen dem befreienden Evangelium entsprechen. Strukturen, die das befreiende Evangelium hindern oder seiner Ausbreitung entgegen stehen, können theologisch nicht toleriert werden. Dies hat nicht zuletzt die *Bekennende Kirche* im Dritten Reich in ihrer *Barmer Theologischen Erklärung* nachdrücklich betont. Es muss theologisch geprüft werden, ob kirchliche Organisationsformen dem Evangelium angemessen und sinnvoll sind.

1.3. „Gemeinde“ heute – Pluralität und Dominanz der Parochie

Wie aber sehen die Formen der evangelischen Kirche heute aus? Die gegenwärtige Situation ist durch eine eigentümliche Ambivalenz gekennzeichnet: Einerseits ist eine kirchliche Sozialform dominant – die Ortsgemeinde oder Parochie –, andererseits gibt es faktisch eine Pluralität von Organisationsformen.¹²

Die Parochie definiert sich einerseits durch territoriale Zuweisung, d.h. alle in einem Bezirk lebenden Mitglieder der evangelischen Kirche werden als Gemeindeglieder einer bestimmten Parochie erfasst (so sie sich nicht aktiv umgemeinden lassen). Im Parochialprinzip ist prinzipiell nicht vorgesehen, dass Parochien deutlich unterscheidbare Profile entwickeln. Faktisch kreuzt sich jedoch das parochiale Organisationsprinzip längst

11 Vgl. zu diesem Zusammenhang Reiner Preul, *Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der evangelischen Kirche* (De Gruyter Studienbuch), Berlin-New York 1997, 86.

12 Vgl. dazu ausführlich Pohl-Patalong, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit*, 21ff.

mit anderen Prinzipien, vor allem dem funktionalen Prinzip, insofern Gemeinden inhaltliche Schwerpunkte setzen und sich zunehmend über diese definieren. Zudem wählen die Kirchenmitglieder vor allem in den Städten längst, wo sie an kirchlichen Angeboten teilnehmen.

Dem entspricht auch die faktische Pluralität von kirchlichen Organisationsform neben der Parochie, deren Verhältnis zu den parochialen Strukturen eigentümlich ungeklärt ist. Sie können als eigenständiges kirchliches Angebot gefasst werden oder aber als Unterstützung und Entlastung der Ortsgemeinde mit konkreter Zuarbeit. Erschwerend wirkt dabei, dass unter Begriffen wie „funktionale Dienste“, „Werke“ oder „Einrichtungen“ hinsichtlich Aufgaben und Ausrichtungen sehr Unterschiedliches zusammengefasst wird. Was davon „Gemeinde“ ist und was nicht und wie dies begründet wird, bleibt ungeklärt. Diese Unklarheit bietet einen Nährboden für eine teils explizite, teils diffuse Konkurrenz.

Nun sind Gemeinden aber nicht nur für die religiöse Versorgung ihrer Mitglieder zuständig, sondern sie sind gleichzeitig auch Gemeinden von Menschen, die aktiv am Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen. Dieser Charakter der Ortsgemeinde ist im Vergleich zur Kirchengeschichte verhältnismäßig jung, ungefähr 125 Jahre alt.¹³ Die Kirche reagierte mit der Neukonzeption von Gemeinde – ziemlich spät – auf die umwälzenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts als Folge der Industrialisierung. Menschen waren in die großen Städte geströmt und hatten dabei sowohl soziale Bindungen wie auch ethische und religiöse Wurzeln verloren. Die Parochialgrenzen umfassten auf diese Weise beispielsweise in Hamburg bis zu 70000 Gemeindeglieder. Die in die Stadt strömende Landbevölkerung entfremdete sich unter diesen Umständen von der Kirche; der Gottesdienstbesuch sank in manchen Gegenden bis auf 1,5% der Gemeindeglieder ab.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde dann deutlich, dass sich die Kirche und die konkrete Gestalt der Gemeinde verändern mussten, um Menschen in ihrer Lebenssituation zu erreichen. Ein wichtiger Name ist im evangelischen Bereich dafür Emil Sulze (1832-1914). Ganz ähnliche Ideen gab es aber auch auf katholischer Seite, vertreten beispielsweise durch Heinrich Swoboda¹⁴, diese haben jedoch, wenn ich es richtig sehe, die katholische Gemeinde zunächst weniger geprägt. Die im evangelischen Bereich daraus entstehende „Gemeindebewegung“ strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Organisatorisch bedeutete dies eine Unterteilung der Gemeinde in immer kleinere Bezirke – denn zum einen sollte jedes Mitglied erfasst, gekannt

13 Vgl. dazu ausführlich a.a.O., 97ff.

14 Vgl. Heinrich Swoboda, Großstadtseelsorge. Eine pastoraltheologische Studie, Regensburg, 1909.

und betreut werden, zum anderen wollte Sulze eine auf persönlicher Kenntnis beruhende Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander. Sein Ziel war eine Gemeinde aus aktiven Christinnen und Christen, in der alle durch ein eng geknüpfted Netz aufgefangen werden, beruhend auf dem „Grundgedanken[s], daß die evangelische Kirche die Organisation der christlichen Liebe sein soll“¹⁵. Damit sich die Gemeindeglieder aber auch wirklich nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen, führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen.

Die zentrale Bedeutung der Geselligkeit im Gemeindekonzept Emil Sulzes ist charakteristisch für sein Verständnis der Ortsgemeinde als Verein. Seine Vorstellungen sind deutlich von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Architektonisch entstand in dieser Zeit auch das Gemeindehaus, das dezidiert den Vereinshäusern nachgebildet wurde.

In der von Emil Sulze vorangetriebenen Entwicklung zeigt sich eine Auseinandersetzung mit der entstehenden Moderne und der Stellung der Kirche zu der modernen Gesellschaft.¹⁶ Gegenüber der modernen Welt, die von Konkurrenz und Disharmonie geprägt ist, soll Kirche die harmonische Gemeinschaft gewährleisten. Die Ortsgemeinde, wie wir sie heute kennen, ist also ein dezidiert städtisches Modell und wurde erst später auf das Land importiert.

Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Wer sich nicht aktiv am geselligen Gemeindeleben beteiligte, konnte von nun an als defizitär betrachtet werden. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft.

Setzte sich auch die gegenseitige Seelsorge und Betreuung nicht im Sinne Sulzes durch, so prägten die Integration des Vereinsleben in die Kirchengemeinde und die Adaption des Vereinsgedankens als Vorbild für den Gemeindegedanken zunehmend das evangelische Verständnis von „Gemeinde“ und prägen es bis heute. Mittlerweile haben sich die beiden Konfessionen, wenn ich es richtig sehe, hier angeglichen, nachdem diese Entwicklung in der katholischen Kirche in den 1970- und 1980er-

15 Emil Sulze, Die Reform der evangelischen Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus, Berlin 1906, 198.

16 Vgl. dazu auch Kristian Fechtner, Gemeinde leben spätmodern. Überlegungen zu einem protestantischen Mythos und zu einer Sozialgestalt des Christentums, in: Albert Grözinger / Jürgen Lott, Gelebte Religion. Im Brennpunkt praktisch-theologischen Denkens und Handelns (Hermeneutica Bd. 6), Rheinbach 1997, 207-224.

Jahren einen deutlichen Schub enthielt.¹⁷ Neuere Analysen zeigen, dass auch katholische Gemeinden ebenso wie evangelische von dem Anspruch auf aktive Beteiligung möglichst vieler nomineller Mitglieder in der Kerngemeinde leben und dass dies die gleichen Probleme wie in der evangelischen Kirche hervorruft.¹⁸

Ein weiteres Problem, das möglicherweise durch die andere Konstruktion des Amtes im evangelischen Bereich stärker ist als im katholischen, ist die „Verzettelung“ und die Fülle der Aufgaben. Die vereinsähnlichen Aktivitäten wurden ursprünglich von Ehrenamtlichen gestaltet. Relativ bald aber wuchsen sie dem Pfarramt zu, gleichzeitig entstand der Berufsstand der Gemeindepädagoginnen. Die Berufsbilder wurden nie ganz klar abgegrenzt. In den letzten Jahrzehnten sind für die Ortsgemeinden immer mehr Aufgabenbereiche hinzugekommen. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und auch manche Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Sie birgt die Gefahr, quantitativ Vieles, aber Weniges qualitativ hochwertig zu machen. Bisher stehen Ortsgemeinden oft unter dem Druck, ein möglichst großes Spektrum kirchlicher Angebote abzubilden. Werden dann noch Gelder und Stellen reduziert, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen. Insofern ist in mehrfacher Hinsicht Handlungsbedarf angezeigt.

2. Kontroverse Positionen zur Zukunft der evangelischen Gemeinde – ein inszenierter Konflikt

Um eine gewisse Übersicht zu ermöglichen, stelle ich idealtypisch zwei konträre Positionen gegeneinander, die gelegentlich auch so vertreten werden, aber in den letzten Jahren zunehmend in Kompromissversuchen verbunden werden sollen. Es lohnt sich m.E. jedoch, diese in ihren Argumentationen und ihren impliziten Leitbildern und damit auch in ihren Stärken und Schwächen erst einmal wahrzunehmen, weil dies auch einen differenzierten Blick auf Kompromissversuche eröffnet. Daher habe ich in meiner Habilitationsschrift einen Konflikt zwischen Parochialität und Nichtparochialität inszeniert, der selten so geführt oder gar ausgetragen wird, jedoch m.E. heuristisch sehr erhellend ist.¹⁹ Als Gliederungsprinzip habe ich dafür die inhaltliche Argumentationslinie gewählt. Die einzelnen Argumente werden also der Literatur entnommen und ihrem jeweiligen Gegenüber der anderen Position zugeordnet.

17 Vgl. beispielsweise Ferdinand Klostermann, *Wie wird unsere Pfarrei eine Gemeinde? Für alle Mitarbeiter in der Pfarrgemeinde*, Wien-Freiburg-Basel 1979.

18 Vgl. z.B. Herbert Haslinger, *Lebensort für alle. Gemeinde neu verstehen*, Düsseldorf 2005.

19 Vgl. Pohl-Patalong, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit*, 132ff. Hier sind auch die Literaturnachweise für die einzelnen Argumente zu finden.

2.1. Idealtypische Positionen

2.1.1. Stärkung der Ortsgemeinde

Die erste Position ist an einer Stärkung der Ortsgemeinde gerade in den aktuellen Krisen orientiert. Sie versteht die Ortsgemeinde als die „eigentliche“ kirchliche Organisationsform, der in finanziell knappen Zeiten Priorität zukommt. Nichtparochiale Formen kirchlicher Arbeit haben dann nur einen Wert und eine Daseinsberechtigung, insofern sie der Ortsgemeinde zuarbeiten.

Soziologisch wird für die Ortsgemeinde vorrangig auf der Basis von Kritik oder Ablehnung der gegenwärtigen Gesellschaft argumentiert. Die Ortsgemeinde bekommt die Aufgabe zugesprochen, den gesellschaftlichen Entwicklungen entgegenzutreten und sie zu kompensieren. So wird betont, dass es in der unübersichtlichen Pluralität der Gesellschaft gerade sinnvoll sei, sich auf eine einheitliche Organisationsform zu konzentrieren, wie sie die Ortsgemeinde darstelle. Während die Menschen gesellschaftlich häufig unter dem ständigen Zwang zur Wahl litten, böte die Ortsgemeinde festere Strukturen und eine selbstverständliche Gegebenheit. Hier könnten Menschen Gemeinschaft finden und Beziehungen knüpfen, die sie in der individualisierten Gesellschaft vermissten. Die Ortsgemeinde biete zudem die Möglichkeit einer unbürokratischen Betreuung bedürftiger Personen und nachbarschaftlicher Hilfe. Sie könne als Heimat in der unbehausten Welt erfahrbar werden. Dies wird besonders betont gegenüber der Tendenz zur Mobilität in der gegenwärtigen Gesellschaft, die Menschen schade und sie überfordere. Die parochiale Position führt aus, dass der Wohnort wesentliche Funktionen behalten habe, vor allem für bestimmte Bevölkerungsgruppen wie ältere Menschen, Kleinkinder und die sie betreuenden Personen. Aber auch für berufstätige Erwachsene wachse die Sehnsucht nach Heimat, Geborgenheit und Verwurzelung wieder.

Theologisch tut sich diese Position mit der Argumentation schwerer als noch vor einigen Jahren, als noch versucht wurde, biblisch zu argumentieren. Argumente heute sind zum einen die zuverlässige Erfüllung der *notae ecclesiae* Wort und Sakrament, die in nichtparochialen Formen nicht unbedingt regelmäßig anzutreffen sind. Weiter wird mit dem kirchlichen Zeugnisauftrag argumentiert. Die ortsgemeindliche Struktur sei in besonderer Weise dazu geeignet, die christliche Botschaft in der primären Lebenswelt von Menschen zu verankern. Weiter wird der Aspekt der „Sammlung“ der Gläubigen betont, die wesentlich parochial geschehe. Die klassische Ortsgemeinde stehe weniger in der Gefahr als nichtparochiale Formen, dass sie zum „Dienstleistungsbetrieb“ werde, wo Menschen nicht gesammelt würden, sondern kommen und gehen.

Ferner wird die Leistung der Parochie für die religiöse Lebensbegleitung

von Menschen betont. Hier bestehe die Chance, die rituelle Begleitung an wichtigen Punkten des Lebens mit dem Alltag und dem kontinuierlichen Angebot der Kirche zu verbinden. Für Menschen, die sonst wenig Kontakt zur Kirche haben, senke die gute Erreichbarkeit und die klare Zuordnung zu einer Gemeinde aufgrund des Wohnorts die Schwelle, den Schritt zur kirchlichen Trauung oder Taufe zu machen. Für die Vertrauensbeziehung in der Seelsorge sei die Bekanntschaft mit der Pfarrerin oder dem Pfarrer entscheidend.

2.1.2. Stärkung nichtparochialer Gemeindeformen

Die gegenteilige Position betont die Chancen nichtparochialer Formen, wobei angesichts der Situation ortsgemeindlicher Dominanz nicht selten mit der Ergänzung parochialer Formen durch nichtparochiale argumentiert wird und nur vereinzelt der Vorschlag zur Abschaffung der Ortsgemeinde erklingt.

Diese Position argumentiert, dass die Ortsgemeinde einem sozialen Kontext entstamme, der von einer einheitlichen Lebenswelt geprägt sei und die wesentlichen Lebensvollzüge am gleichen Ort versammele. Mit der gewachsenen Mobilität habe der Wohnort jedoch wesentliche Funktionen verloren, und auch emotional habe die geographische Dimension einen Bedeutungsverlust erfahren. Eine einseitige kirchliche Orientierung am Wohnort ignoriere daher die gesellschaftlichen Entwicklungen und fördere die Entfernung der Kirche von der Realität vieler ihrer Mitglieder.

Die vielfältigen kirchlichen Aufgaben, die sich aus der gesellschaftlichen Pluralität ergäben, könnten nicht von einer einzigen Sozialgestalt erfüllt werden. Die diakonischen Aufgaben gegenüber den wirklichen Opfern der Gesellschaft beispielsweise brauchten Kompetenzen, die die Ortsgemeinde nicht leisten könne. Auch insgesamt sei eine Vielfalt kirchlicher Sozialformen in einer pluralisierten Gesellschaft gefordert, um Kirche für die unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen zu sein, während die Angebote der Parochialgemeinde faktisch nur auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet seien. Die Milieustudien wiesen darauf hin, dass nur bestimmte Milieus sich zum Gemeindeleben hingezogen fühlten. Häufig sei die Kerngemeinde so dominant, dass Menschen, die ihren Glauben anders lebten, die Parochialgemeinde leicht als „geschlossenes System“ empfänden. Der Gottesdienst spräche zudem nur Menschen mit einer bestimmten Spiritualität an. Faktisch habe sich das Territorialprinzip dann auch längst relativiert. Immer mehr Menschen schlossen sich auch längerfristig einer Gemeinde der eigenen Wahl an. Nichtparochiale Formen beinhalteten stärker die Chance, der Subjektivität von Menschen gerecht zu werden, indem sie an ihren Themen und Fragestellungen entlanggingen und sich an ihnen orientierten. Sie seien damit inhaltlich wesentlich flexibler, auch von den Angebots- und Beteiligungsformen her.

Theologisch wird von nichtparochialer Seite darauf hingewiesen, dass Gemeinde im theologischen Sinne nicht notwendig lokal begriffen werden muss, wie dies die parochiale Position tut, sondern funktional zu verstehen ist: Eine christliche Gemeinde wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Ortsgemeinde territorial abgegrenzt ist, ist keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Theologisch ist dieses Gemeindeverständnis nicht zwingend. Entscheidend für die Gemeinde ist die Versammlung und das Zusammenkommen. Gemeinde ist dort, wo sich Menschen versammeln und nicht umgekehrt – unabhängig davon, ob sie einmal oder regelmäßig da sind. Im Blick auf die *notae ecclesiae* werden die expliziten *notae* „Wort“ und „Sakrament“ um die impliziten *notae* erweitert: Fragt man genauer nach den Aufgaben der Kirche, muss zu dem „darstellenden Handeln“ in Wort und Sakrament das „wirksame Handeln“ treten, und zwar solches, das sich auf die sozialen und ethischen Bezüge richtet. Denn bei Luther sind der Gottesdienst am Sonntag in der Kirche und der Gottesdienst im Alltag der Welt unlösbar miteinander verbunden. Daher gibt es weitere „implizite Kennzeichen“ der Kirche, die ebenfalls unverzichtbar zu ihrem Auftrag gehörten. Diese lassen sich näher konkretisieren als Gerechtigkeits-, Hilfe- und Bildungshandeln²⁰: Dann aber ist die Parochie überfordert, diese Aufgaben in der differenzierten Gesellschaft kompetent zu erfüllen.

In Bezug auf den Zeugnisauftrag wird auf nichtparochialer Seite eingewendet, dass eine rein parochial ausgerichtete Kirche – vor allem in der Großstadt – faktisch viele Menschen nicht erreiche, so dass mit ihr der missionarische Auftrag der Kirche unzulässig eingeschränkt werde. Damit das Evangelium in den vielfältigen Lebenswelten heimisch werde, müsse wiederum eine Pluralität der kirchlichen Sozialformen gewährleistet sein. Wenn sich die Kirche nur parochial organisiere, erfülle sie ihren missionarischen Auftrag nur eingeschränkt.

In Bezug auf die „Sammlung der Gläubigen“ wird kritisch gefragt, wen die Parochie eigentlich sammele und ob dies diejenigen seien, denen die Botschaft Jesu als erste gelte. Zudem wird der Aspekt der Sendung betont, der in nichtparochialem Handeln stärker gegeben sei.

In Bezug auf die Aufgabe der Lebensbegleitung betont die nichtparochiale Seite, dass es zunehmend mehr Menschen stärker auf die Ästhetik des Gebäudes ankomme, als auf die nominelle Zugehörigkeit dieser Gemeinde. Es erhöhe die Schwelle eher, wenn Menschen den Eindruck hätten, eigentlich dürften sie nicht mit dem Wunsch nach einer Taufe oder

20 Vgl. Hans-Richard Reuter, Theologische Aspekte, in: Wolfgang Bock u.a., Reformspielräume in der Kirche. Ortsgemeinde und Regionalstrukturen am Beispiel der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig (TFESG Reihe A Bd. 43), Heidelberg 1997, 71–103, 78f. sowie ders., Die Bedeutung der kirchlichen Dienste, Werke und Verbände im Leben der Kirche, in: PTh 85 (1996), 33–50, 48.

einer Trauung zu einer Gemeinde kommen, in der sie nicht regelmäßig zum Gottesdienst oder zu den Gruppen und Kreisen gingen. Für die Seelsorge gäbe es nicht wenige Fälle, wo Vertrautheit und Bekanntheit eher hinderlich als förderlich seien und ein gewisses Maß an Anonymität Menschen den Zugang erleichtere.

In fast allen Stimmen, die sich zur Zukunft der evangelischen Gemeinde äußern, lassen sich diese schematisierten Positionen identifizieren. Dabei gibt es Positionen, die deutlich zur einen oder zur anderen Seite neigen. Andere suchen einen Kompromiss zu schließen, indem sie ein „einerseits“ mit einem „andererseits“ verbinden. Dies gilt beispielsweise für das Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“, dass einerseits die bleibende Bedeutung von Ortsgemeinden und ihrer Arbeit im Nahbereich betont und dafür einige der genannten Argumentationslinien aufgreift – wie die Beheimatungschancen in der Kirche und damit auch im christlichen Glauben, die Chancen der Verwurzelung am Ort, der Lebensbegleitung und die diakonischen Möglichkeiten. Es spricht sich jedoch auch für eine „Qualitätsoffensive“²¹ kirchlicher Arbeit aus, beispielsweise in den Kasualien, und übt damit auch indirekt Kritik an der gegenwärtigen kirchlichen Realität. Gleichzeitig betont das Papier die Chancen einer pluralen, differenzierten und an den Lebenssituationen von Menschen orientierten nichtparochialen Arbeit. Es empfiehlt, „zentrale Begegnungsorte des christlichen Glaubens“ und „kirchliche Zentren“²² zu schaffen und zu fördern, die überregional mit bestimmten kirchlichen Aufgabenfeldern ausstrahlen, und führt dafür Argumente der nichtparochialen Position an. Interessant ist, dass die beiden Linien nur in ein zahlenmäßiges Verhältnis gesetzt werden (2030 sollen es nur noch 50% Ortsgemeinden sein gegenüber 50% nicht parochial organisierter Gemeinden),²³ inhaltlich aber verhältnismäßig unverbunden nebeneinander stehenbleiben.

Der identifizierte Konflikt bietet aber auch die Chance, nach einem „dritten Weg“ zwischen den beiden Positionen zu fragen, statt beide Linien nebeneinander zu stellen. Einen solchen sucht das Modell der „kirchlichen Orte“. Es verfolgt die Idee, möglichst viele der Stärken beider Positionen und möglichst wenige ihrer Schwächen zu vereinen und auf dieser Basis nach einem dritten Weg zu suchen, der das Gegenüber von Parochialität und Nichtparochialität überwindet.²⁴ Es reagiert dabei sowohl auf die Finanz- als auch auf die Relevanzkrise.

21 EKD, Kirche der Freiheit, 54.

22 A.a.O., 59.

23 Vgl. a.a.O., 57.

24 Vgl. Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit, 228ff. und dies., Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten, 127ff.

3. Das Modell „Kirchliche Orte“ – eine Vision von Gemeinde²⁵

Das Modell nennt sich nach den „Kirchlichen Orten“, weil es schlicht von den Orten ausgeht, wo kirchliche Arbeit stattfindet. Es löst damit die bisherige Differenz zwischen „Parochie“ und „nichtparochialen Formen“ auf und fragt inhaltlich, an welchem Ort welche kirchlichen Handlungsbereiche sinnvoll angesiedelt ist.

3.1. Vereinsähnliches kirchliches Leben

Ich unterscheide in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche.

Den „vereinskirchlichen“ Bereich gibt es an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent. Mit diesem Bereich bekommt der von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen kirchlichen Angebote wie beispielsweise Seniorinnenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen, die sich zum „Ensemble der Opfer“ rechnen lassen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, die weniger mobil sind als andere. Mit dem vereinsähnlichen Bereich werden die Chancen der wohnortnahen kirchlichen Arbeit genutzt.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, muss dabei nicht überall gleich sein – auf keinen Fall ist damit gemeint, möglichst viel Unterschiedliches anzubieten. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt der Gruppen ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Stadtteilen.

²⁵ Zum Gemeindebegriff vgl. Uta Pohl-Patalong, „Gemeinde“. Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven, in: PTh 94 (2005), 242-257.

Meine Vision ist, dass der vereinskirchliche Bereich von Ehrenamtlichen gestaltet und geleitet wird. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereichs kirchlicher Arbeit, vor allem wird theologisch das „Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen und soziologisch an die Überlegungen zum neuen Ehrenamt angeknüpft. Dabei wird nicht selten gefragt: „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“ Ich schlage vor, die Frage eher umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und bekommen, was sie brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Es ist an der Zeit, Visionen von einer lebendigen und attraktiven Kirche zu entwickeln und zu kommunizieren.

Gleichzeitig müssen diese Visionen natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, deutlich zu machen, was die Alternativen sind und was damit gewonnen werden kann, Kirche von vielen aktiv zu gestalten. Wichtig ist dabei aber auch, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies ist wiederum eine Aufgabe für die Hauptamtlichen. Ihre Aufgaben sind dann konkret zum Beispiel Hilfe zu leisten beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises, aber auch, die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe zu vermitteln – egal, ob sie selbst Fortbildung durchführen oder sie vermitteln. Sie sollen die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer begleiten und fördern, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner sollten sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Ganz wichtig für diese Aufgabe wäre dann, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. Dies müsste übrigens nicht unbedingt eine Aufgabe für das Pfarramt, sondern könnte auch eine Aufgabe für die Berufsgruppe der Gemeindepädagoginnen sein, die im Grunde genau dafür ausgebildet werden, im Moment dabei jedoch häufig in Konkurrenz zum Pfarramt treten.

3.2. Differenzierte Arbeitsbereiche

Daneben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich kommt über die Inhalte der Arbeit zustande und zwar, indem die Kirche entscheidet, dass dieses Handlungsfeld zu ihren originären Aufgaben gehört. Selbstverständlich kann in ihm ebenfalls Gemeinschaft gelebt und erfahren werden, sie bildet aber weniger ein konstitutives Element als im vereinskirchlichen Bereich, sondern ergibt sich über die gemeinsamen Interesse und Anliegen, ist möglicherweise auch punktueller oder zeitlich begrenzter. Dieser Bereich hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den Arbeitsbereichen und Angeboten her.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden – und manchmal bisher kaum noch als „kirchlich“ wahrgenommen werden. Diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben meine ich z.B. Aber gemeint sind auch Bereiche, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, die aber unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog.

Um auf der anderen Seite nicht in die Gefahr zu kommen, dass sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, ist es vielleicht sinnvoll, an einem Ort nicht nur einen Arbeitsbereich anzubieten. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein. Erst einmal sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch welche Charismen. Gleichzeitig müssten Absprachen in einer Region, vermutlich sogar in einem Kirchenkreis erfolgen und dabei auch gesamtkirchliche Entscheidungen getroffen werden. Wie viele Schwerpunkte mit Kinderarbeit soll es in einer Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik etc.? Die Fragen können nur im gemeinsamen Prozess geklärt werden.

DiesedifferenziertenAngebotsstrukturenbringenesmitsich,dassMenschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen. Die parochiale Position hat zu Recht darauf hingewiesen, dass nicht alle Bevölkerungsgruppen hochmobil sind. Oft haben diese Bevölkerungsgruppen jedoch Interessen, die zum vereinskirchlichen Bereich gehören – Eltern-Kind-Gruppen oder Seniorinnenkreisen zum Beispiel. Für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen – und häufig waren die Veranstaltungen auch als eher zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht ganz leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden, so dass das Modell auch hier auf die Relevanzkrise antwortet.

3.3. Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort findet in dieser Vision ein gottesdienstliches Leben statt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen bisherigen Parochien und bisherigen nichtparochialen Arbeitsbereichen ist damit aufgehoben. Allerdings muss vielleicht der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Dabei müsste jeweils danach gesucht werden, wie der Gottesdienst dennoch zu einem integrierenden Ort für alle werden kann, die sich an diesem kirchlichen Ort engagieren. Hierfür könnte aber gerade die Tatsache eine Chance bieten, die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln einzubinden.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich. Daneben haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne. Diese präsentieren sich auch in der Öffentlichkeit als Kasualkirchen und können auf diese Weise mögliche Schwellenängste abbauen helfen. An diesen Orten lagern sich Angebote um die Kasualien herum an wie bzw. Seminare für angehende Taufpatinnen oder Hochzeitspaare oder auch Trauerarbeit.

3.4. Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die *Öffentlichkeitsarbeit* – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Für jede Stadt oder jede Region müsste eine zentrale kirchliche Informationsstelle eingerichtet werden, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

3.5. Die Chancen des Modells „Kirchlicher Orte“

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet. Das Modell lässt ganz unterschiedliche Füllungen zu, regional, nach Stadt und Land, West und Ost, Fläche und Diaspora differenziert. Die Arbeitsbereiche können unterschiedlich gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich kann mehr oder weniger Bedeutung erhalten. Diese Flexibilität gilt auch finanziell: Je nach finanziellen Ressourcen kann es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen geben, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Auf die Relevanzkrise reagiert dieses Modell, indem es die Chance beinhaltet, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche an alle Welt könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden. Auf welchen Wegen genau, wird dann vor Ort – an den kirchlichen Orten – konkret.